

Germanistische Fachbeiträge

# Die (Un-)Ordnung des Diskurses

Beiträge zum Kolloquium „Die (Un-)Ordnung des Diskurses“  
am Institut für Germanistik der Universität Leipzig  
im Sommersemester 2006

Herausgegeben von  
Steffen Pappert

Leipzig 2007

## Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
<b>Joachim Scharloth</b> 1968 und die Unordnung in der Sprache: Kommunikationsstrukturelle und sozialstilistische Untersuchungen	11
<b>Frank Hrouda / Thomas Müller</b> Graffiti und der Diskurs der Unordnung	37
<b>Olaf Gätje</b> Das Konzept <i>Antilanguage</i> und der Gruppenstil der RAF im "Info"-System	48
<b>Sebastian Frick</b> Der Erpresserbrief. Zwischen Mündlich- und Schriftlichkeit	67
<b>Björn Carius</b> DIE NPd UND IHRE WELT DER TAUSEND VÖLKER: Anmerkungen zum Nationenverständnis einer rechtsextremen Partei in Deutschland	85
<b>Ralf Günther</b> Das Seelsorgegespräch in der nach "Totalität" strebenden Institution Gefängnis	98
<b>Steffen Pappert</b> Musterhaftigkeit und Informationsgehalt personenbeurteilender Texte des Ministeriums für Staatssicherheit	121

Joachim Scharloth (Zürich)

## 1968 und die Unordnung in der Sprache: Kommunikationsstrukturelle und sozialstilistische Untersuchungen

### 1. Unordnung um 1968 – eine Annäherung

Die 68er waren eine unordentliche Generation – so zumindest scheint es, wenn man die Bilder von Sit-ins und Institutsbesetzungen, aus Kommunen und Kinderläden heute betrachtet. Diese Unordnung zeigte sich zum einen in der Inszenierung des Körpers. Auch Männer trugen die Haare lang und Bärte kamen in Mode. Die junge Generation trug nicht mehr Anzug, weißes Hemd und Krawatte (Grob 1985, 229), sondern farbige, stark gemusterte Hemden mit einem Jackett darüber (Grob 1985, 230) oder kombinierte wild durcheinander Selbstgemachtes und Altes aus dem elterlichen Kleiderschrank zu einer bunten Collage aus allen erdenklichen Farben und Stilen.

Mit der legeren Kleidung wurden auch die Körperhaltungen informeller: Man saß demonstrativ entspannt und legte Füße auf Tische, Sitzflächen und Polster. Das Sitzen auf dem Boden wurde zum Symbol des Protests, wenn es als Sit-in oder Sitzstreik im öffentlichen Raum praktiziert wurde, aber auch zu einem Kennzeichen des Kommunelebens, in denen auf dem Boden liegende Matratzen zum zentralen Möbelstück wurden.<sup>1</sup> Auch das Verhältnis zum Körper der Anderen kam in Unordnung. Gewährte man vorher nur solchen Menschen Zugang zum intimen und persönlichen Raum,<sup>2</sup> die man gut kannte, so wurde die körperliche Nähe, auch gegenüber kaum bekannten Menschen, zu einem Merkmal des Protestmilieus. Das geänderte Distanzverhalten machte die persönliche Schutzzone auch gegenüber Berührungen durchlässiger und ermöglichte neue Beziehungsmuster und neue Formen der Sexualität, die vom Rest der Gesellschaft als sehr unordentliche Verhältnisse empfunden wurden.

Doch nicht nur die Inszenierung des eigenen Körpers und seiner Beziehung zu anderen Körpern, auch die Inszenierung des Massenkörpers wies Merkmale der Unordnung auf. So reichte das Spektrum der Körperhaltungen beim Verfolgen von Vorträgen oder bei der Teilnahme an Diskussionsveranstaltungen und Kongressen vom Stehen und Sitzen bis hin zum Liegen auf Tischen, Stühlen, Bänken oder dem Boden, so dass im Ganzen ein uneinheitliches Bild entstand.<sup>3</sup> Im Vergleich zu den professionell organisierten Demonstrationen von Gewerkschaften wirkten die Demonstrationzüge der APO mit ihren handgeschriebenen Plakaten oder ihrem unkoordinierten Vorpreschen im Laufschrift

<sup>1</sup> Zum Sitzen auf dem Boden vgl. die Fotografien in Ruetz 1997: 46/47, 126/127, 128/129, zum Liegen vgl. ebd.: 154/155, 233, 280.

<sup>2</sup> Als den intimen und persönlichen Raum eines Menschen bezeichnet man die Körperdistanzen zwischen 0 und 75 Zentimetern (vgl. Hall 1976).

<sup>3</sup> Vgl. die Fotos in Ruetz 1997: 61, 122, 123, 140, 141.

oft heterogen.<sup>4</sup> Der Einzelne ließ sich nicht mehr in ein Schema einfügen, fühlte sich nicht an situative Normen gebunden, ließ sich in keine einheitliche Choreographie pressen und so geriet der Massenkörper in Unordnung. Vom Bazillus der Unordnung wurden auch Texte und ihre Gestaltung infiziert. Chaotisch anmutende Mischungen von Handschriftlichem und Gedrucktem, von Text und Bild, von Ornament und Text kamen ebenso in Mode wie die collagenhafte Anordnung der einzelnen Abschnitte eines Textes, die Pluralität von Textrichtungen und farbiges Papier.<sup>5</sup>

Diese Unordnung war aber nicht ausschließlich das Ergebnis eines chaotischen Aktionismus oder einer anarchischen Spontaneität; vielmehr war sie häufig geplant und geschickt in Szene gesetzt. So reflektierten schon Mitte Dezember 1966 die Mitglieder der Kommune I auf einem Flugblatt über Demonstrationsformen:

Einige meinen, dass die Demonstration deswegen daneben ging, weil sie nicht ordentlich genug verlief. Viele haben gemerkt, dass sie noch nicht unordentlich genug war. Die Stärke der Polizei ist die Ordnung, die sie aufrecht erhält. Unsere Stärke ist die Unordnung, die uns beweglich macht. (Flugblatt vom 17.12.1966, abgedruckt in Kommune I 1968.)

Unordnung – das sagt schon das Wort – ist stets bezogen auf eine existierende Ordnung. Als Bewegung mit politischem Anspruch war die Unordnung der 1968er-Bewegung gegen die *herrschende Ordnung* gerichtet, gegen die Institutionen des Staates, gegen sein Gewaltmonopol, gegen seine vermeintlichen Manipulationsmechanismen. So konstatierten die Berliner "Umherschweifenden Haschrebellen" in der Untergrundzeitung "Charlie kaputt": "Erst auf den Trümmern der jetzt bestehenden Ordnung werden die sich schon entwickelnden sozialistischen Keime sprießen können." (Linckek vom 1.5.1968, 7) Als Bewegung mit kulturrevolutionärem Anspruch war die Unordnung, die von den Aktivistinnen und Aktivisten der 1968er-Bewegung ausging, gegen die sog. öffentliche Ordnung gerichtet. Unter dem Terminus "öffentliche Ordnung" verstehen Juristen die Gesamtheit der ungeschriebenen Regeln, deren Befolgung nach den jeweils herrschenden sozialen und ethischen Anschauungen als unerlässliche Voraussetzung eines geordneten menschlichen Zusammenlebens innerhalb eines bestimmten Gebiets angesehen wird. Die Überwachung der öffentlichen Ordnung und die Ahndung von Verstößen gegen sie ist Aufgabe der Polizei, die mit Bußen gegen Ordnungswidrigkeiten vorgehen kann. Aber auch die Universitäten hatten ein eigenes Ordnungsrecht und Disziplinarausschüsse, die Verstöße gegen die "Ordnung des akademischen Lebens" mit Relegation, der Zwangsexmatrikulation der Studierenden, bestrafen konnten.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Vgl. die Fotos in Ruetz 1997: 69, 78, 82, 87.

<sup>5</sup> Vgl. vor allem Untergrundzeitschriften wie „Linckek“, „Charlie kaputt“ oder den Schweizer „Hotcha“.

<sup>6</sup> Vgl. das Flugblatt "Relegationsverfahren" des ASIA Frankfurt vom 26.3.1969, abgedruckt in Zoller 1969.

Die Inszenierung der Unordnung durch die Aktivistinnen und Aktivisten der 1968er-Bewegung hatte also eine starke sozialsymbolische Komponente. Unordentlich sein war Ausdruck der Rebellion gegen den Staat und die etablierten Zeichensysteme der Gesellschaft. Von dieser Unordnung scheinen auch Sprache und verbale Interaktion betroffen gewesen zu sein: Das Wort "Scheiße" hatte Konjunktur wie viele andere Vulgarismen, man diskutierte leidenschaftlich, redete viel durcheinander und stritt um Mikrofon und Rednerlisten.

Dieser Aufsatz möchte der Frage nachgehen, welche Funktionen die Unordnung in der verbalen Interaktion für die 68er-Bewegung hatte. Dabei fokussiere ich einen Bereich der verbalen Interaktion, der sich besonders dafür eignet, in Unordnung gebracht zu werden: die Kommunikation in institutionellen Kontexten. Auf der Basis des kulturwissenschaftlichen Performanzkonzeptes sollen Vernehmungen vor Untersuchungsausschüssen daraufhin befragt werden, mittels welcher Strategien symbolische Ordnung hinterfragt und lokal außer Kraft gesetzt wurde. Im Anschluss soll gefragt werden, welchen Einfluss diese Inszenierung kommunikativer Unordnung für die Sprachgeschichte der Bundesrepublik hatte. Dabei gehe ich davon aus, dass sich um 1968 ein kommunikativer sozialer Stil ausbildete, der für die linksalternativen Milieus der 1970er und 1980er Jahre prägend werden sollte. Doch zunächst ist es nötig, einen Überblick über die linguistische Forschung zur 1968er-Bewegung zu geben.

## 2. Zum Stand der linguistischen 1968er-Forschung<sup>7</sup>

Die linguistische Forschung zur 1968er-Bewegung operierte lange im Graubereich von Sprachkritik und linguistischer Zeitgeschichte. Zunächst dominierten lexikologische Zugänge, denn es waren offenbar die Wörter der Neuen Linken, die Öffentlichkeit und Wissenschaft als Charakteristikum des Sprachgebrauchs der Bewegung ins Auge fielen. In kurzer Folge erschienen schon 1968 kleinere Büchlein, die die sprachlichen Eigenheiten entweder launig kommentierten oder mit dem ernststen Anspruch auftraten, durch Worterklärungen Diskursmauern überwindbar zu machen und Dialoge zu ermöglichen: Peter Weigts "Revolutionslexikon", Klaus Hofmeisters sprachkritisches "Lieben Sie Establishment?" und Raimund Koplins "Sprachführer durch die Revolution", der in Form und Farbe der Mao-Bibel daherkam. Das erste umfangreiche Wörterbuch zur Sprache der Neuen Linken verfasste 1974 Andreas von Weiss. Seine Zusammenstellung von mehr als 200 *Schlagwörtern der Neuen Linken* will Weiss als Hilfe bei der kritischen Auseinandersetzung mit der politischen Linken verstanden wissen. Diese Hilfe schien wohl auch deshalb nötig, weil der häufige Fremdwortgebrauch als ein wesentliches Merkmal der Sprache der Neuen Linken ausgemacht wurde (vgl. Jäger 1970, Steger 1983, 27 und Moser

<sup>7</sup> Ausführlicher referiert wird die Forschungslage in Scharloth 2007a.

1985, 1696). Fremdwörter aus den Bereichen des (Neo-)Marxismus und der Sozialwissenschaften, insbesondere der Kritischen Theorie, aber auch der Psychologie, seltener aus dem Vokabular der amerikanischen Bürgerrechts- und Studentenbewegung, verdichteten sich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen schnell zu einem Soziolekt mit "Erkennungs- und Abgrenzungssymbolik" (Steger 1983, 27; vgl. auch Brunotte 1973, 54). Wegen des häufigen Fremdwortgebrauchs wurde die Sprache der Studentenbewegung polemisch auch "Soziologenchinesisch" (Lhotta 1989, 72) oder "adorniertes Marcuseisch" (Jäger 1970, 86) genannt.

In der Folge rückte die Ausbreitung von Sprachgut der Neuen Linken in die Bildungssprache und den öffentlichen Sprachgebrauch in den Fokus linguistischen Interesses. Der Politikwissenschaftler Roland Lhotta konstatierte etwa, dass Wörter aus dem Vokabular der Kritischen Theorie wie 'hinterfragen', 'internalisieren', 'umfunktionieren', 'aufarbeiten', 'relativieren' und 'reflektieren' zeitversetzt in die Bildungssprache übernommen worden seien (vgl. Lhotta 1989, 81). Georg Stötzel und Martin Wengeler (1995) untersuchten die wichtigsten öffentlichen Debatten in der Geschichte der Bundesrepublik und kamen zu dem Ergebnis, dass die 68er-Bewegung und Neue Soziale Bewegungen einen erheblichen Einfluss auf den Sprachgebrauch in den Diskussionen über die nationalsozialistische Vergangenheit, um Terrorismus und Abtreibung hatten. Nicht als Initiator sprachlichen Wandels, aber doch als dessen Beschleuniger können sie in den Feldern der Wirtschaftspolitik, der Bildungspolitik, der Frauenpolitik, der Partnerschafts- und Sexualethik, der Umweltdiskussion und der Entwicklungspolitik gelten.<sup>8</sup>

Neben der Bedeutung für den politischen Wortschatz stand auch bald die Frage nach dem Einfluss der 1968er-Bewegung auf die Sprachkultur der Bundesrepublik im Fokus sprachwissenschaftlichen Interesses. Dabei folgten und folgen die linguistischen und sprachkritischen Antworten den gängigen Narrativen der gesellschaftlichen Debatten über das Gesamtphänomen "1968". Letztere werden von der Frage dominiert, ob die Jahre um 1968 als Wendepunkt oder Episode in der Geschichte der Bundesrepublik gelten können, als erfolgreicher Transformator oder als Irrweg der politischen Kultur. Während etwa Linksintellektuelle wie Jürgen Habermas im Zusammenhang der Studentenbewegung von einer effektiven Widerstandsbewegung gegen eine "Kolonialisierung der Lebenswelt" durch materialistische Werte wie Sicherheit, Stabilität und Wohlstand sprachen (Habermas 1979, 24ff.) und die Wirkung auf die politische Kultur der Bundesrepublik als eine "Fundamentalliberalisierung" beschreiben (Habermas 1988) und andere Autoren die Jahre um 1968 als "glücklich gescheiterte Revolution" (Leggewie 1999) und "widersprüchlichen, aber doch sehr wesentlichen Faktor der bundesrepublikanischen Erfolgsgeschichte" werten (Siegfried 1999, 259), als einen Katalysator für die

<sup>8</sup> Weitere wichtige lexikalische Untersuchungen zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland liegen mit Strauß / Haß / Harras (1989) und für den Zeitraum von 1966-1974 mit Niehr (1993) vor.

Demokratisierungs- und Modernisierungsbestrebungen der Bundesrepublik, ja sogar als ihre "soziokulturelle Neugründung" (Koenen 2001, 9), haben Konservative Intellektuelle den "Mythos der kritischen Generation" (Lübbe 1988, 17ff) in Frage gestellt und die These formuliert, dass sich die Bundesrepublik nicht wegen, sondern "trotz der Studentenrevolte samt allen ihren gewalttätigen und undemokratischen Auswüchsen" (Sontheimer 2001, 34) zu einer normalen und lebendigen westlichen Demokratie entwickelt habe (vgl. auch Sontheimer 1993 und 1999, 102). Zwischen diesen beiden Extrempositionen liegt die These, dass der Antiautoritarismus der 1960er Jahre ein Beförderer der permissiven Gesellschaft war, ganz gleich, ob man diese Entwicklung als Werteverfall sieht oder nicht (Schmidt 2001).

Ähnliche, einander ausschließende Annahmen über die historische Bedeutung der 1968er-Bewegung finden sich auch in der Linguistik. Auch hier wird die Frage, ob 1968 als Zäsur oder Marginalie der bundesrepublikanischen Sprachgeschichte anzusehen sei, sehr unterschiedlich beantwortet. Während einige Sprachgeschichten die Studentenbewegung gar nicht (Stedje 1989) oder allerhöchstens im Kontext der Sprachkritik (Wolff 1999, 230f.) erwähnen, werden die Jahre um 1968 in Untersuchungen zu politischer Sprache und öffentlichem Sprachgebrauch als sprachgeschichtliche Zäsur bezeichnet (Wengeler 1995, 2002 und Stötzel 1995). Doch auch Untersuchungen zur politischen Sprache der Bundesrepublik (Eroms 1989) erwähnen die Studentenbewegung mit keinem Wort.

Es ist in diesem Kontext bemerkenswert, dass die normativen Implikationen sprachkritischer und sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sich recht präzise mit den Narrativen decken, die in Feuilleton und Geschichtswissenschaft gepflegt werden. So wurde von Seiten der konservativen Sprachkritik ein Narrativ formiert, das im Sprachgebrauch der Aktivisten eine "Bewusstseinsverengung durch uniformierte Sprache" (Dietz 1975, 27) ausmachte und in der Verbreitung dieses "Jargons" eine Gefahr für die politische Kultur der Bundesrepublik sah. Politiker und Intellektuelle wie Helmut Schelsky, Hans Maier und Kurt Biedenkopf spitzten diese Überlegungen noch auf eine "Sprachherrschaftsthese" hin zu, nach der die linksliberale Regierung auch qua strategischem Sprachgebrauch, etwa durch parteiliches Präzidieren von Wörtern, politische und kulturelle Hegemonie ausübe (vgl. etwa Schelsky 1979 und Wengeler 1995, 389ff.). Auch Sprachwissenschaftler sehen – ähnlich wie die Konservativen Intellektuellen Hermann Lübbe oder Kurt Sontheimer – die sprachlichen Folgen der 1968er-Bewegung eher als eine Fehlentwicklung, denn als einen Gewinn an. So kommt etwa Colin Good zu dem Ergebnis, dass die Sprache der Neuen Linken eher zu einer Einschränkung sprachlicher Handlungsspielräume geführt, denn zu einer Bereicherung der demokratischen Sprachkultur beigetragen habe (vgl. Good 1989, vor allem 20ff.).

Dem Jargonisierungsnarrativ steht in der Linguistik ein Demokratisierungsnarrativ gegenüber, das die Jahre um 1968 – analog zur Demokratisierungs-

und Modernisierungshypothese von Linksintellektuellen – als Wurzel einer demokratischen Sprachkultur konstruiert. So gelten die 1950er und frühen 1960er Jahre als eine formierte Zeit mit einer formierten Gesellschaft, in der unterschiedliche Interessensgruppen ihre Inhalte mit nahezu identischen sprachlichen Mitteln kommunizierten. Mit der 1968er-Bewegung, so Erich Straßner, sei eine "neue Sprache" aufgekommen, deren Neuheit in der "Emotionalisierung altgedienter Begriffe" (Straßner 1992, 245) bestanden habe. Dass Wörter und Begriffe Gegenstand von Reflexion und politischer Debatte waren, wird "als Indikator für eine fortgeschrittene Zivilität und demokratische Kultur in der Gesellschaft" (Wengeler 2002, 1) gewertet. Auch andere Tendenzen wie der Kampf um neue Orte politisch-öffentlicher Diskussion, das Aufsprengen traditioneller Semantiken und Textsortenmuster oder neue kommunikative Stile werden analog zur Liberalisierungsrhetorik zu einer "Befreiung des Wortes" (Kopperschmidt 2001, 111) stilisiert.

Dem geschichts- und sozialwissenschaftlichen Narrativ, demzufolge die Studentenbewegung wesentlicher Motor einer Entwicklung der Bundesrepublik hin zur permissiven Gesellschaft war, korrespondiert ein linguistisches Destandardisierungsnarrativ. Mit dem Konzept der Destandardisierung werden solche Veränderungen innerhalb einer Standardvarietät erfasst, die als vertikale Ausgleichsprozesse zwischen Standard und Substandard beschrieben werden können: die Zunahme der Toleranz gegenüber normabweichenden Varianten und die Verringerung der strukturellen Distanz gegenüber dem Substandard. Parallel zur Herausbildung der permissiven Gesellschaft stellt der Linguist Klaus J. Mattheier fest, dass unter dem Einfluss der 1968er-Bewegung eine Zunahme umgangssprachlicher Formen in der Standardsprache festzustellen sei. Diese "Verumgangssprachlichung" führt er darauf zurück, dass im Zuge der Achtundsechziger-Bewegung neue Bevölkerungsgruppen, insbesondere junge Menschen, öffentlichen Gebrauch von der Standardvarietät gemacht und diese informalisiert hätten (vgl. Mattheier 2001, 82ff.).

Damit sind die Hauptlinien der linguistischen Debatte über die Bedeutung der 1968er-Bewegung für die bundesrepublikanische Sprachgeschichte bezeichnet.<sup>9</sup> Problematisch an dieser Debatte scheint mir, dass hinter den Jargonisierungs- und Demokratisierungsnarrativen und den ihnen korrespondierenden Narrativen linksintellektueller oder konservativer Provenienz über die Bedeutung der 1968er-Bewegung noch immer die Polarisierungskraft der damaligen Ereignisse spürbar ist: Zu unterschiedlich sind die Ergebnisse linguistischer Forschung, als dass dies allein der Quellenauswahl oder der Untersuchungsmethode geschuldet sein könnte. Die öffentliche Debatte über die Bedeutung der 1968er-Bewegung wird immer noch anhand der

<sup>9</sup> Zurzeit werden die geschilderten Forschungsperspektiven durch Zugänge zur Sprachgeschichte der 1968er-Bewegung ergänzt, in denen die verbale Interaktion zentraler Gegenstand ist und als der eigentliche Ort sprachlicher Neuerungen beschrieben wird. Vgl. die Studie zum Diskutieren von Nina Verheyen 2007 und die Publikationen von Joachim Scharoth zur Sozialstilistik und Ritualität der Protestkommunikation.

Oppositionskategorien gut oder schlecht, Erfolg oder Misserfolg, Fortschritt oder Irrweg der politischen Kultur geführt. Die Einordnung wissenschaftlicher Befunde in diese Matrix macht zwar Ergebnisse der Forschung leichter in die Öffentlichkeit kommunizierbar, führt aber zwangsläufig zu Interpretationen, die die Daten überfordern. Dies sei am Beispiel der *political correctness* kurz erläutert, als deren Wurzeln Wengeler (2002) die durch die 1968er-Bewegung hervorgerufene Sprachsensibilität ansieht. *Political correctness* kann einerseits als Zeichen von Zivilität und demokratischer Kultur gedeutet werden, in anderer Perspektive erscheint sie als Sprachzensur. Je nach dem, zu welcher Perspektive man neigt, wird man die Bedeutung der 1968er-Bewegung für die Sprachkultur als Fortschrittsgeschichte oder als Geschichte der Beschränkung des öffentlichen Diskurses erzählen. Wenn sich die Wissenschaft gängiger Bewertungsschemata bedient, verliert sie ihr kritisches Potenzial. Der Ausweg aus diesem kategorialen Prokrustesbett ist die Wahl solcher Kategorien, die keine so starke normative Ladung haben, wie "Jargon" oder "Demokratisierung", im Übrigen beide Akteurskategorien der späten 1960er und der 1970er Jahre.<sup>10</sup>

Im Folgenden soll der Versuch einer alternativen Geschichte unternommen werden, die im Destandardisierungsnarrativ teilweise angelegt ist. Dabei werde ich das Konzept der Unordnung weiter als Inspirationsquelle nutzen, um Formen und Wandel der verbalen Interaktion in der Studentenbewegung zu beschreiben. Das folgende Kapitel ist der Frage gewidmet, wie gesellschaftliche Ordnung kommunikativ in Frage gestellt werden kann, im Anschluss soll gezeigt werden, wie sich aus diesen Verhaltensstrategien ein Stil gebildet hat, der prägend für ein ganzes Milieu wurde.

### 3. Störung der rituellen Ordnung in institutionalisierten Kontexten

#### 3.1. Die Entdeckung des Performativen

Die soziale Wirklichkeit ist nicht objektiv gegeben, sie ist vielmehr das Produkt gesellschaftlicher Interaktion, die sich durch Repetition und Habitualisierung zu Institutionen verdichtet hat. Indem institutionalisiertes Handeln die Individuen zu typisierten Akteuren macht, verleiht es ihnen eine soziale Identität und weist ihnen so einen Platz in der Gesellschaft zu. Soziale Wirklichkeit wird in jedem Augenblick im Handeln der Akteure neu geschaffen. Jede Handlung, die den institutionalisierten Mustern folgt, affirmiert die gegebene Ordnung, jede Abweichung dieser Muster ist eine Veränderung der sozialen Wirklichkeit. Jede Abweichung von den Mustern kann mit gesellschaftlichen Sanktionen belegt sein. Trotz ihrer sozialen Konstruktivität wird die Wirklichkeit der Alltagswelt

<sup>10</sup> Vgl. etwa das Protokoll 'Demokratisierung – Colloquium über einen umstrittenen Begriff. 1971.' In: Aus Politik und Zeitgeschichte B, Heft 18, S. 3-30.

doch als objektive Realität erlebt. "Sie ist einfach *da* – als selbstverständliche, zwingende Faktizität." (Berger / Luckmann 1977, 26) Auch wenn jede institutionalisierte Handlung die Wirklichkeit der Alltagswelt affirmiert und ihre unhinterfragte Faktizität bestätigt, so gibt es doch einen Modus des Handelns, dem dabei eine besondere Bedeutung zukommt: performatives Handeln. Dieser Modus des Handelns ist in den letzten Jahren in den Fokus kulturwissenschaftlicher Theoriebildung gerückt. Damit einher geht ein Perspektivenwechsel, der schon früh als "performative turn" (Fischer-Lichte / Koelsch 1998, 11) bezeichnet wurde: Neben die Metapher von der Kultur als Text, die Kultur als komplexes Bedeutungsgewebe modelliert, ist die Konzeptualisierung kultureller Phänomene mittels des Bühnenmodells getreten. (Harth 2004)

Die Erklärungsmetapher 'Kultur als Text' setzt voraus, daß Kultur insgesamt ebenso wie einzelne kulturelle Phänomene als strukturierter Zusammenhang von Einzelementen aufgefaßt werden, denen bestimmte Bedeutungen zugeschrieben werden können. Wird dagegen Performance als modellhaft für Kultur betrachtet, so verlagert sich das Interesse auf die Tätigkeit des Produzierens, Herstellens, Machens und auf die Handlungen, Austauschprozesse, Veränderungen und Dynamiken, die sowohl die jeweiligen Akteure und deren Materialien als auch die jeweiligen kulturellen Ereignisse überhaupt erst konstituieren. (Fischer-Lichte 2002, 293)

Der kulturwissenschaftliche Begriff der *Performanz* verdankt sich der produktiven Verschmelzung des Performanz-Konzeptes der Sprechakttheorie und des Performance-Konzeptes der Theater- und Ritualwissenschaften.<sup>11</sup> Dies zeigt sich an den Merkmalen performativer Handlungen: sie müssen körperlich vollzogen werden, es gibt keine semiotischen oder medialen Ersatzhandlungen (Korporalität), sie werden von den Akteuren im Bewusstsein vollzogen, beim Vollzug beobachtet zu werden (Rezeptivität), sie zeichnen sich durch einen Überschuss an formaler Gestaltung aus, ihre Form lässt sich nicht allein aus ihrem Zweck erklären (Ästhetizität/Markiertheit), sie sind üblicherweise gesamthaft an einem Muster orientiert, das ihnen wie ein Skript zugrunde liegt (Musterhaftigkeit), sie repräsentieren keine ontologischen Tatsachen oder Differenzen, sondern stellen wie Austins performative Sprechakte im Vollzug her, was sie repräsentieren (Selbstreferenzialität), sie bestätigen oder setzen – wie Austins explizit performative Sprechakte – neue Bedingungen, unter denen künftige Handlungen als adäquat gelten und haben daher das Potenzial, Identitäten zu stiften oder Situationen zu definieren (Transformativität). Da Performanz ein Modus des Handelns ist, können performative Handlungen von ganz unterschiedlicher Komplexität sein: Die Spanne reicht von reduzierten, ritualisierten Alltagshandlungen wie dem Gruß bis zu komplexen, sequenzierten, ästhetisch elaborierten und alltagstranszendierenden Handlungen wie Zeremonien oder Festen.

<sup>11</sup> Für eine ausführlichere wort- und begriffsgeschichtliche Rekonstruktion vgl. Scharloth 2007c.

Performanz ist ein universelles Phänomen. Überall, wo Menschen zusammenleben, finden sich Inszenierungen, in denen sich das Gemeinwesen über seine Werte und seine soziale Ordnung verständigt. Dennoch hat das Performative eine Geschichte. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird es zum Gegenstand philosophischer, wissenschaftlicher und ästhetischer Reflexion und wird zugleich von größeren Bevölkerungsgruppen als Handlungskategorie entdeckt. Die Entdeckung des Performativen nimmt ihren Ausgang von der Prägung eines Wortes, das eine vorher unbeachtete Dimension des Sprechens bezeichnet. 1955 prägte John Langshaw Austin in seinen William James Lectures an der Harvard Universität den Begriff der *performative utterance*. Bei *performative utterances* handle es sich um Äußerungen, mit denen man keine Sachverhalte beschreibe, sondern eine Handlung vollziehe. Auch wenn Austin selbst das Konzept der *performative utterance* im Verlauf der Vorlesung wieder aufgibt, sind Wort und Grundgedanke doch zu festen Bezugspunkten der Geistes- und Kulturwissenschaften geworden. Symbolische Handlungen sind demnach dazu geeignet, soziale Tatsachen zu schaffen. Werden sie korrekt und vollständig vollzogen, so setzen sie Bedingungen, unter denen künftige Handlungen als adäquat gelten.

Parallel zur Entwicklung der Sprechakttheorie setzte in den Künsten eine Hinwendung zum Performativen ein (vgl. Fischer-Lichte 2004, 24ff.). In Fluxus und Performancekunst treten komplexe Inszenierungen an die Stelle der Produktion von Artefakten, in Happenings werden offene und spontane Aktionen, in denen die Rolle von Künstler und Rezipient aufgehoben sind, zur Herstellung neuer Wirklichkeitserfahrungen eingesetzt. Auch die Wissenschaften partizipieren an dieser performativen Wende. In der Soziologie wird die Störung performativer Praktiken zur Methode erhoben. Harold Garfinkel (1967, 1973, 1981) setzt seine Krisenexperimente dazu ein, alltagsweltliche Methoden der Wirklichkeitsaneignung erfahrbar zu machen. Victor Turner (1989) entwirft eine performative Ethnologie, die im Nachspielen fremder Rituale den Schlüssel zu ihrem Verstehen sucht. Auch die Protestbewegungen der Nachkriegszeit bedienen sich performativer Praktiken zur Selbstaufklärung und Mobilisierung, zur Herstellung von Öffentlichkeit, zur Hinterfragung von Autoritäten und zur Kritik der symbolischen Ordnung. Für ihre Akteure ist Performanz eine bewusste Handlungskategorie und sie operieren mit dem erhofften transformatorischen Potenzial ihrer Inszenierungen. Wenn soziale Ordnung nämlich in institutionalisiertem Handeln, in *cultural performances* hergestellt wird, dann sind Kritik und Störung dieser Aufführungen, etwa durch Inszenierungen von Unordnung, ein probates Mittel der Veränderung eben dieser Ordnung. Die Ritualkritik und die Entstehung neuer Ritualisierungen sind also nicht *Begleiterscheinungen* von Umbruchssituationen. Vielmehr *sind* die Kritik der performativ hergestellten Ordnung, die Störungen des Ablaufs ritualisierter Handlungen und die Herausbildung neuer performativer Praktiken ein lebensweltlicher Umbruch für die beteiligten Akteure, der sich nach dem

Schema der Dynamisierung (Kritik und Störung) und Verfestigung (Institutionalisierung und Ritualisierung) vollzieht. Ziel solcher Störungen waren in den Jahren um 1968 vor allem kommunikative Gattungen in institutionalisierten Kontexten: Das Sprengen von Vorlesungen, das Stören von Gottesdiensten und Immatrikulationsfeiern oder das Intervenieren in Vorträgen von unliebsamen Rednern gehörten zum Alltag studentischer Proteste.<sup>12</sup>

Im Folgenden sollen solche Techniken der Subversion sozialer Ordnung anhand der Vernehmung von SDS-Aktivist\*innen vor einem Berliner Untersuchungsausschuss analysiert werden.

### 3.2. Zwischen subversiver Affirmation und Konfrontation: Rudi Dutschke und Wolfgang Nitsch vor dem Berliner Untersuchungsausschuss

Untersuchungsausschüsse sind parlamentarische Gremien, die vom Parlament eingesetzt werden, um Sachverhalte von öffentlichem Interesse aufzuklären und zu bewerten. Einsetzung, Auftrag und Verfahren sind gesetzlich durch die Strafprozessordnung, das Gerichtsverfassungsgesetz, die Geschäftsordnung des betreffenden Parlaments und das jeweils länderspezifische Gesetz über die Tätigkeit parlamentarischer Untersuchungsausschüsse geregelt. Sitzungen von parlamentarischen Untersuchungsausschüssen lassen sich als kommunikative Gattungen (vgl. Luckmann 1986) beschreiben, denn sie sind durch die benannten Kodizes in hohem Maße durch explizite, aber auch durch subsistente Normen gesamthaft geregelt. Innerhalb der Großgattung lassen sich weitere kommunikative Gattungen wie das Expertenhearing oder die Zeugeneinvernahme identifizieren, die wiederum in ritualisierte kommunikative Praktiken zerfallen; im Fall der Zeugeneinvernahme etwa in die Rechtsbelehrung, die Vernehmung zur Person und die Vernehmung zur Sache (vgl. Engels 1989, 162f.). Der Untersuchungsausschuss, der während der V. Wahlperiode des Abgeordnetenhauses von Berlin eingesetzt wurde, hatte den Auftrag, die Vorgänge während des Schah-Besuchs im Juni 1967 aufzuklären. Um mehr über die Wurzeln der studentischen Proteste zu erfahren, wurden auch Vertreter der Professorenschaft und des Mittelbaus sowie Vertreter politischer Gruppierungen an der Freien Universität (FU) vor den Ausschuss geladen, unter ihnen auch Vertreter des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes SDS. Anhand der Vernehmung von Wolfgang Nitsch und Rudi Dutschke lassen sich zwei Strategien der Erzeugung kommunikativer Unordnung profilieren, die in der Studentenbewegung häufig praktiziert wurden.

Wolfgang Nitsch wurde am 22.2.1968 zum zweiten Mal vor den Untersuchungsausschuss geladen. Zur Zeit seiner Einvernahme war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und Mitglied im SDS und im Republikanischen Club Berlin. Schon während der Einvernahme zur Person durch den Ausschussvorsitzenden Gerd Löffler (SPD) zeigt Nitsch,

<sup>12</sup> Zu Ritualkritik und Antiritualen im Rahmen der 1968er-Bewegung vgl. Scharloth 2007d.

dass er unwillig ist, eine Aussage zu machen. Direkt im Anschluss an die Rechtsbelehrung entspinnt sich folgender Dialog (V=Löffler, Z=Nitsch):<sup>13</sup>

- V.: [...] hier werden wir uns jetzt den Sachen zuwenden, die wir auftragsgemäß zu erledigen haben. --  
Z.: Verzeihen Sie, ich habe --  
V.: Kleinen Moment! Ich habe Ihnen das Wort jetzt nicht erteilt, jetzt wollen wir formal verfahren --  
Z.: Gerne  
V.: Ich habe einige Fragen --  
Z.: -- recht verstanden -- Ich habe von Ihren Rechtsbelehrungen einiges nicht verstanden. -- Herr Vorsitzender!  
V.: Herr Nitsch! -- Herr Nitsch! -- Herr Nitsch! -- Wir werden jetzt formal verfahren, und Sie werden die Freundlichkeit besitzen, das Wort zu nehmen, wenn ich es Ihnen erteilt habe. Nach solcher Maxime richte ich mich auch, jeweils dort, wo ich zu Gast bin. --  
Z.: Ja, aber ich kann mich auch zu Wort melden, ja! Herr Vorsitzender!  
V.: Sie können sich melden; ob ich das berücksichtigen werde, wird sich ergeben. Sie werden das Wort voll erhalten zur Sache, nur die Sache, die wir diskutieren, werden wir bestimmen, weil wir einen Auftrag --  
Z.: Dann melde ich mich zu Wort. --  
V.: Gut. Ich habe es zur Kenntnis genommen. -- weil wir einen bestimmten Auftrag haben und nicht gehalten sind, außerhalb dieses Auftrages hier Diskussionen zu führen. Ich muss noch einige Angaben zu Ihrer Person erbitten, Herr Nitsch! (3f.)

Noch bevor die Zeugeneinvernahme zur Sache beginnt, unternimmt also Nitsch den Versuch, das Wort zu ergreifen, obwohl dies an diesem Punkt der Vernehmung unüblich ist. Auffällig ist, dass Nitsch darum bemüht scheint, sich an die Verfahrensnormen zu halten, etwa als er sich ordnungsgemäß zum Wort meldet. Nachdem die Einvernahme zur Person erfolgreich beendet wurde, unterbricht Nitsch erneut den Redefluss des Ausschussvorsitzenden.

- V.: Der Parlamentarische Untersuchungsausschuss, Herr Nitsch, wie Sie wahrscheinlich wissen, beschäftigt sich zur Zeit --  
Z.: Ich habe mich zu Wort gemeldet, Herr Vorsitzender!  
V.: Ich hab' --  
Z.: -- nicht zur Sache, sondern wegen einer Rechtsbelehrung.  
V.: Sie wollen eine zusätzliche Rechtsbelehrung?

<sup>13</sup> Die Einvernahme ist dokumentiert in: Protokoll über die 69. (21. öffentliche Sitzung) des 1. Untersuchungsausschusses des Abgeordnetenhauses von Berlin vom 22.2.1968 - V. Wahlperiode. Bibliothek des Abgeordnetenhauses Berlin. V. WP UntA, Bd. 1-4, hier Band 4, 1-16).



Z.: Ja. – Muß ich dringend darum bitten.

V.: Gut.

Z.: -- weil ich einen Teil Ihrer Rechtsbelehrung, und auch die, die ich schriftlich erhalten habe nicht verstanden habe oder nicht für ausreichend halte.

V.: Gut. Das ist ein richtiger Vorgang. Das wollen wir dann selbstverständlich --

Z.: Ich bin gern bereit, im weiteren Verlauf Aussagen zu machen --

V.: Ja. --

Z.: Ich will nur ganz präzise Fragen zur Rechtsbelehrung stellen --

V.: Ja.

Z.: -- und mich nicht in eine Diskussion einlassen. (4)

Nitsch inszeniert sich also als kooperativer Zeuge, der gerne die Fragen des Ausschusses beantworten möchte, aber vorher noch die Frage beantwortet wissen will, ob er das Recht habe, "auf eine eigene Initiative als Gegen- darstellung zur Aussage anderer Zeugen, Aussagen vor dem Ausschuß zu machen?, oder schriftliche Eingaben zu machen?, die unter den gleichen Bedingungen, z. B. Rundfunkübertragungen verlesen werden müssen?" (4) Doch bleibt es nicht bei der einen Frage zur Rechtsbelehrung. Bevor er sich zu einer Antwort auf Fragen der Ausschussmitglieder in der Lage sieht, verlangt er noch Aufklärung über die Frage, ob er das Recht habe, "vor der Beantwortung einer Frage mich mit einem Rechtsbeistand zu beraten?" (5), ob sich andere Bürger als Zeugen melden können und das Recht haben zu "beantragen, über Sachverhalte Aussagen zu machen, die mit meiner Aussagen zusammen- hängen? Und unter welchen Voraussetzungen ist der Ausschuß verpflichtet, nach seiner Geschäftsordnung oder sonstigen gesetzlichen Grundlagen solchen Anträgen zu entsprechen und diese Zeugen öffentlich aussagen zu lassen?" (6) Auch fragt er, in welchem Ausmaß der Untersuchungsausschuss für ihn als Zeugen "das Grundrecht der Meinungsäußerungs-Freiheit be- schränken" könne: "Kann er mir z. B. eine bestimmte Form der Antwort vorschreiben?, [...] also nur mit Ja oder Nein zu antworten, selbst dann, wenn eine Frage nach meiner Auffassung nicht für eine solche Antwortform geeignet ist; kann er mir das Wort entziehen, auch wenn ich dadurch in meinem Persönlichkeitsrecht bedroht sein sollte, weil ich z. B. die Möglichkeit verliere, einer drohenden Mißdeutung und einem Rufmord, der aus meinen Äußerungen abgeleitet werden könnte, öffentlich entgegenzutreten?" (6) Schon die Kom- plexität und juristische Fundiertheit der Fragen zeigt, dass Nitsch nicht spontan spricht, sondern gut vorbereitet in die Sitzung gegangen ist. Mit der Frage, ob der Ausschuss sein Persönlichkeitsrecht einschränke, formuliert er zugleich indirekt eine Kritik an der bisherigen Ausübung des Untersuchungsauftrags. Löffler gibt sich anfangs durchaus willig, die Fragen des Vorgeladenen, auf deren Beantwortung er formal auch ein Recht hat, zu beantworten: "Rechtsbe-

lehrungsfragen lasse ich zu, damit Sie nicht -- oder irgendwer behaupten kann, Sie sind in Rechtsunkenntnis hier in Fallen gestolpert" (8). Nachdem Nitsch freilich weitere drei Fragen mit zunehmender Komplexität gestellt hat, werden Löffler die juristischen Spitzfindigkeiten des Vorgeladenen "dubios" und er unterbricht die Sitzung, um sich mit den Mitgliedern des Ausschusses über das weitere Vorgehen zu beraten.

V.: Die unterbrochene Sitzung wird fortgesetzt. Der Untersuchungsausschuß hat beschlossen, Ihnen, Herr Zeuge, ernsthaft mitzuteilen und Sie gleichzeitig zu verwarnen, daß Sie unter dem Deckmantel, Rechtsbelehrung zu erbitten, die Fairness, Großzügigkeit des Untersuchungsausschusses ausgenutzt haben, jeweils immer der Behauptung, Sie würden jetzt nur eine konkrete Rechtsbelehrung benötigen, ausgenutzt haben, um vorbereitete -- zum Teil in Frageform, zum Teil nicht in Frageform vorbereitete -- Behauptungen indirekt oder direkt aufzustellen mit dem Ziel, offenbar mit dem Ziel, die Arbeit, die der Untersuchungsausschuß bisher geleistet hat in bezug auf die Befragung Ihrer näheren Freunde, zu diskreditieren. [...] Eine Diskussion findet jetzt nicht statt. (Z: Ich habe eine Frage zur Rechtsbelehrung.) Die Belehrung ist abgeschlossen. Sie ist in der gesetzlich vorgeschriebenen Form durch Ihre Fragen, die teils berechtigt waren, wesentlich ausgeweitet worden. Sie ist abgeschlossen. Die sachliche Zeugeneinvernahme beginnt. Herr Kollege Wohlrabe hat das Wort. Z.: Ich habe eine Frage zu der mir angekündigten Ordnungsstrafe. V.: Sie haben nicht das Wort. (Z: Um welche Ordnungsstrafe handelt es sich?) Sie haben jetzt nicht das Wort. Das Wort habe ich Herrn Kollegen Wohlrabe erteilt. (12)

Nitsch besteht also weiter darauf, zusätzliche Rechtsbelehrungen zu erhalten, obwohl die Mitglieder des Ausschusses seine Strategie durchschaut haben, die darin bestand, die Aussage mittels exzessiver Rechtsbelehrungsfragen zu vermeiden und durch den Inhalt der Fragen dem Ausschuss indirekt seine Legitimität abzuspochen. Jede weitere Frage aus dem Ausschuss wird von Nitsch mit einer Rechtsbelehrungsfrage beantwortet, was ihm zwei Bußgelder von je 200 Mark wegen Weigerung zur Beantwortung konkreter Fragen und wegen ungebührlichen Verhaltens einbringt. Als Nitsch als Zeuge entlassen wird, bezeichnet er das Vorgehen des Vorsitzenden als "McCarthy-Methoden" (16). Insgesamt lässt sich die Strategie Nitschs als subversiv-affirmativ charakterisieren, denn sein Verhalten lag formal betrachtet stets im Rahmen der im Ausschuss geltenden Verfahrensregeln. Die Unordnung entsteht durch die übermäßige Anwendung eines ordentlichen Verfahrens. Zu keinem Zeitpunkt verweigert er offen die Aussage, stets verweist er auf sein Recht, Rechts-

belehrung zu erhalten. Dennoch führt sein Verhalten dazu, dass die Einvernahme ihr Ziel verfehlt: Der Ausschuss erhält von ihm keinerlei Informationen.

Schon am 20. Februar 1968 hatten Rudi Dutschke, Wolfgang Lefèvre, Bernhard Blanke, Hans-Joachim Hameister, Christian Semler und Peter Gäng, allesamt Mitglieder des SDS, ähnliche Strategien bei ihrer Befragung vor demselben Untersuchungsausschuss mit erheblichem Medienecho angewendet. Anders als Nitsch allerdings, verweigerten Sie offen die Aussage. Als Beispiel seien hier zwei Ausschnitte aus der Einvernahme von Dutschke wiedergegeben (V=Löffler, Z=Dutschke).<sup>14</sup>

V.: Herr Dutschke, die erste Frage, die ich an Sie als Zeugen richten möchte -

Z.: Bevor Sie Fragen stellen, möchte ich eine Erklärung abgeben.

V.: Herr Dutschke, wir können's dann kurz machen -

Z.: Ganz kurz machen. So lange die Herren Wohlrabe -

V.: Ach nehmen Sie doch bitte Platz. Sonst kommt's nicht ins Mikrofon -

Z.: Ich glaube, ich bin laut genug und Sie können mich verstehen. So lange der exemplarische Faschist Wohlrabe – (Unruhe im Zuhörerraum.) und die Herren Reimann und Werth nicht ihre Aussagen über den kriminellen Charakter des SDS zurücknehmen, so lange bin ich nicht bereit, hier auszusagen. (Vereinzelte Beifall im Zuhörerraum.)

V.: Gut, nehmen Sie wieder Platz. (17)

Dutschke versucht also – ähnlich wie Wolfgang Nitsch – direkt nach der Einvernahme zur Person das Wort zu ergreifen. Anders als Nitsch allerdings, der vorgibt von seinem Recht auf Rechtsbelehrung Gebrauch zu machen, will Dutschke eine Erklärung abgeben. Dies ist eindeutig ein Verstoß gegen die Verfahrensregeln, die vorsehen, dass Zeugen sich nur zum untersuchungsrelevanten Sachverhalt äußern sollen (vgl. Engels 1989, 163). Nachdem der Vorsitzende Löffler Teile des Publikums wegen ihrer Intervention des Saals verwiesen hat, kommt es zu folgendem Wortwechsel:

V.: Das, was hier geschieht ist weder dramatisch noch sonstwie mit Attributen zu belegen. Das ist nichts weiter als komödiantisches Auftreten.

Z.: Und Sie machen hier Spezialkomödie.

V.: [...] Zunächst einmal möchte ich feststellen -

Z.: Es ist keine Beleidigung, Herrn Wohlrabe als Faschisten zu bezeichnen – das ist eine eindeutige historische Tatsache.

<sup>14</sup> Die Einvernahme ist dokumentiert in: Protokoll über die 67. (20. öffentliche Sitzung) des 1. Untersuchungsausschusses des Abgeordnetenhauses von Berlin vom 20.2.1968 - V. Wahlperiode. Bibliothek des Abgeordnetenhauses Berlin. V. WP UntA, Bd. 1-4, hier Band 4, 17-20.

V.: So wie Sie eben Mitglieder des Untersuchungsausschusses tituiert haben -

Z.: Ein Mitglied, und dazu stehe ich.

V.: Ein Mitglied -

Z.: Und das möchte ich auch politisch begründen können, dass das -

V.: Nein, nein. Sie werden hier nicht begründen können, weil ich Ihnen gleich eine Frage stellen werde.

Z.: Okay.

V.: Es ist seltsam. Sie wollen Beleidigungsklagen vor Gerichten führen und beleidigen im Vorhinein. Aber, Herr Dutschke, ich diskutiere nicht -

Z.: Na dann stellen Sie keine Fragen. (18)

Dutschke fügt sich nicht in die Rolle des Zeugen, der auf Fragen der Ausschussmitglieder zu antworten hat, sondern ist darum bemüht, mit dem Vorsitzenden auf der gleichen Ebene zu diskutieren. Nur wenn er Gelegenheit erhalte, seine Invektive auf Jürgen Wohlrabe (CDU) zu begründen, gestatte er dem Vorsitzenden, eine Frage anzubringen. Als Dutschke weiter darauf beharrt, eine politische Erklärung abgeben zu dürfen und Löffler fortgesetzt ins Wort fällt, schaltet dieser sein Mikrofon ab. Dutschke verweigert der kommunikativen Gattung der Zeugeneinvernahme und der sie durchführenden Institution von Anfang an die Anerkennung. Statt sich den Regeln der Gattung gemäß zu verhalten, verstößt er absichtlich gegen sie und kommuniziert nach Regeln, wie sie für ein Streitgespräch oder eine kontroverse Debatte üblich sind. Die Einvernahme wird in ihrer rituellen Ordnung gestört, wodurch die in ihr repräsentierten Werte zum Gegenstand der Reflexion werden. Durch die Herstellung von Reflexivität wird die rituelle Kommunikation aber einer ihrer wesentlichen Funktionen beraubt. In Ritualen kommunizieren die Handelnden nicht ihre Intentionen, sie simulieren sie vielmehr öffentlich und werden durch den Vollzug des Rituals auf die Gültigkeit der in seine Formen eingeschriebenen Werte verpflichtet. Indem Dutschke die Formen aber verletzt, sich nicht selbstverständlich den Regeln der kommunikativen Praktik unterwirft, macht er aus einer nicht-intentionalen Praxis eine intentionale, in der Formen und repräsentierte Werte als strittig erkennbar werden.<sup>15</sup>

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass inszenierte Unordnung nicht nur bei Ritualstörungen zum Einsatz kam, sondern einen ganzen Verhaltensstil prägte, der sich im Verlauf der 1968er-Bewegung bildete und eine große soziokulturelle Wirkung entfaltete.

<sup>15</sup> Den wohl berühmtesten Versuch der Entritualisierung institutioneller Kommunikation während der 1968er-Bewegung unternahm wohl Fritz Teufel und Rainer Langhans, die ihren Prozess wegen vermeintlicher Aufforderung zur Brandstiftung teilweise happeningartig in Szene setzten (vgl. Langhans / Teufel 1977). Für eine Analyse der im Rahmen dieses Prozesses verwendeten Subversionsstrategien vgl. Scharloth 2007d.

#### 4. Unordnung und Sozialstilistik: Der Hedonistische Selbstverwirklichungsstil und die Formierung des Alternativmilieus

Der Terminus "Stil" bezeichnet in der Linguistik die interaktive und daher sozial bedeutsame Art und Weise der Handlungsdurchführung. Stile sind Zeichenensembles mit indexikalischem Wert, denn sie signalisieren, wie das Handeln zu interpretieren ist. Sie verweisen auf Interpretationsrahmen, die bei der Kategorisierung und Typisierung von Handlung, Kontext und Interaktionspartnern zur Anwendung kommen. (Vgl. Selting 1997, 12) Stile bestehen meist aus Zeichen mehrerer semiotischer Codes. Dies bringt es mit sich, dass, je nach dem, auf welcher semiotischen Ebene saliente Merkmale verortet sind, Stile von den Interaktanten unterschiedlich flexibel gehandhabt werden können. Sind etwa vergleichsweise statische Zeichen wie Kleidung oder Frisur saliente Merkmale eines Stils, so sind Stilwechsel innerhalb einer Situation erheblich aufwändiger, als dies bei transitorischen Zeichen wie der Sprache der Fall ist. Dennoch verfügen Individuen über ein mehr oder weniger großes Stilrepertoire, aus dem sie je nach Situation oder kommunikativem Bedürfnis wählen können.

Die 1968er-Bewegung war keineswegs eine einheitliche oder gar uniformierte Bewegung. Vielmehr war sie ein Generator ganz unterschiedlicher sozialer Stile, an der ihre Binnendifferenzierung und Dynamik ablesbar ist: dem skeptischen Verweigerungsstil der Mehrheit der Aktivisten, dem intellektuell-avantgardistischen Stil, wie er etwa in den republikanischen Clubs und Teilen des SDS gepflegt wurde, und dem hedonistischen Selbstverwirklichungsstil der Kommunebewegung und anderer Subkulturen, der im Folgenden näher untersucht werden soll.<sup>16</sup>

Die Bezeichnung 'hedonistischer Selbstverwirklichungsstil' stammt aus Untersuchungen zum Kleidungsverhalten der Studentenbewegung. Der bezeichnete Stil ist gekennzeichnet durch expressive Formen, die als eine Absage an die bürgerliche Repräsentationskultur gewertet werden können (vgl. Fahlenbrach 2002, 202). Weil die Massenmode in den Augen der Subkulturen Uniformität und Konsumismus denotierte, wurde ein Kleidungsstil entwickelt, in dem Kleidungsstücke aus dem Second-Hand-Laden oder aus dem Kostümverleih mit Selbstgemachtem oder Selbstverändertem unterschiedlichster Traditionen und Stile gemischt wurden. Zusammen mit dekorativem, häufig dick aufgetragenem Schmuck repräsentierte dieser Stil die Kreativität und Individualität seiner Träger. Unfrisierte lange Haare und bei Männern ein urwüchsiger Bart symbolisierten Natürlichkeit und Authentizität, die sich auch im Bemühen zeigte, stets bequeme Körperhaltungen einzunehmen, zu liegen oder auf dem Boden zu sitzen.

Doch blieb die Repräsentation von Authentizität und Individualität nicht auf die visuellen Codes alleine beschränkt. Die Angehörigen der Kommunebewegung und anderer Subkulturen unterschieden sich auch sprachlich deutlich

<sup>16</sup> Für eine knappe Rekonstruktion dieser unterschiedlichen sozio-kommunikativen Stile vgl. Scharloth 2007a.

von den Aktivisten anderer Gruppierungen der 1968er-Bewegung. Dies sei im Folgenden anhand einer Dialogpassage illustriert, die einem Buch von Rolf-Ulrich Kaiser entnommen ist, das 1970 erschien. Darin sind Tonbandtranskripte von Gesprächen zwischen den Bewohnern einer Kommune und Interviews des Autors mit den Kommunarden abgedruckt. Aufgrund des Buchtitels "Fabrikbewohner" und aufgrund der Inhalte der Gespräche kann man schließen, dass es sich bei den Sprecherinnen und Sprechern um Mitglieder der ehemaligen Kölner Horla-Kommune handelt, die in der zweiten Jahreshälfte 1968 nach Berlin übergesiedelt waren und in dem von der Kommune I angemieteten Fabrikgebäude in der Moabiter Stephanstraße 60 eine Etage bewohnten. Offenbar um das Exemplarische, Überindividuelle der Gespräche zu betonen, sind die jeweiligen Äußerungen ohne Nennung des Äußernden abgedruckt, was eine linguistische Analyse erheblich erschwert. Da im Folgenden aber vor allem verbale Ausdrucksmittel und weniger die Charakteristika der Interaktion im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, wurde auch auf eine Rekonstruktion der Sprecherrollen verzichtet.

- : Ich muß sagen, daß ich nicht die Beziehungen zu euch habe, wie ihr untereinander. Aber ich kann mich ja nicht von heute auf morgen auf so einen Lebensstypus umstellen. Anders reagieren.
- : Asi ist erst seit einer Woche von zu Hause weg. Das ist kein neuer Lebensstyp, das kommt auf ganz andere Sachen an, daß man dem anderen nicht den Schädel einschlägt. Wenn du zum Beispiel die Musik aufdrehst, dann schlägst du uns richtig den Schädel damit ein.
- : Also, auch andere haben die Musik aufgedreht. Nicht nur ich. Die haben auch dann aufgedreht, wenn hier einige geschlafen haben.
- : Wenn hier einer schläft, das macht nix. Wenn man müde ist, schläft man. Das haben wir rausgekriegt, daß man auch mit Licht oder Musik oder Krach, das spielt überhaupt keine Rolle [...].
- : Ich mein, wenn ihr das alles so zerpfückt - warum habe ich die Anlage gemacht, nur - kann man sagen - um mich zu unterhalten? Man kann aber auch sagen, damit ich die Gemeinschaft unterhalte. Das kommt ganz darauf an. Und ich mein, ihr legt es so aus, daß ich mich unterhalte. Nur ich. Aus ganz bestimmten Gründen.
- : Nee, ich sehe das aber ein bißchen anders.
- : Ja, ich wollte sagen, ich kann mir vorstellen, wenn du in die Wüste kommst und meilenweit keine Seele und keinen Menschen und gar nix und da liegt eben irgendwat mit Verstärker und Radio rum, da fängst du eben an, nen Verstärker zu basteln.

- : Nee weißte, also sone Vergleiche finde ich irgendwie Ausflüchte. Nein, durch so einen Vergleich wird eine ganz bestimmte Situation extremisiert. Und wenn wir, wie ich das eben verstehe, mit den Beziehungen zwischen dir und den anderen Schwierigkeiten haben. [...]
- : Ihr pickt nur das Negative bei mir raus. Außerdem ist es so, daß ich weiß Gott nicht versuche, mich von euch fernzuhalten. Sondern ich versuche, zu euch hinzukommen. Aber wenn ich ab und zu den falschen Ton erwische, dann liegt es doch auch an euch, mich über einige Dinge aufzuklären. Und diese Dinge habt ihr zum Teil auch aufgeklärt, aber mehr in aggressivem Ton. Das hat mich gehemmt, zum Beispiel auf viele von euch einzugehen.
- : Ich bin mir nicht klar, was ich sagen kann. Ich kann mit keinem von euch reden, weil ihr mich daran hindert.
- : Du hast zum Beispiel nicht versucht auf der Ebene, wo du vielleicht was verstehst, uns das auseinanderzusetzen.
- : Was heißt hier Ebene, das ist ja wieder im äußersten Sinne negativ.
- : Nee, das stimmt nicht. Das bedeutet einfach nur, du willst alles auf deine bestimmte Art und Weise problematisieren, also ne bestimmte Philosophie draus machen. Und ich habe versucht, dir das klarzumachen. Du konntest ja damit was anfangen. Aber ich war nach der halben oder dreiviertel Stunde total fertig. Das sind oft einfache Dinge, aber man kann dir das ja nicht an Beispielen klarmachen, das sind einfach Handlungen oder Verhaltensweisen, die sind einfach im Moment nicht verständlich.
- : Wie erklärst du dir denn das, ich sage immer, das weißt du auch genau, daß ich unheimlich gemeinschaftsabhängig bin, vielleicht noch mehr als ihr. Aber ich finde bei den meisten keine Beziehungen. Wenn ich tatsächlich so einen ausgefallenen Lebenstypus habe, dann ist es doch auch angebracht, von eurer Seite ein bißchen darauf einzugehen. Etwas Verständnis zu haben. Außerdem sind noch mehr Sachen in letzter Zeit passiert, die mich unheimlich gehemmt haben, daß ich dadurch automatisch was falsch gemacht habe.

Das Protokoll zeigt, obgleich es sich natürlich um kein Transkript im Sinne der interaktionalen Linguistik handelt, zahlreiche Merkmale des hedonistischen Selbstverwirklichungsstils. Wohl am auffälligsten ist die häufige Verwendung des Wortes "unheimlich", das in der Kommunebewegung zum Modewort avanciert war. Zudem finden sich Merkmale dialektalen Sprechens ("dat", "irgendwat", "sone Vergleiche"), von denen aufgrund ihres punktuellen Vorkommens angenommen werden kann, dass es sich um absichtliche Stilisierungen

handelt. Auch Substandard ("Nee", "rumliegen") und typisch Sprechsprachliches wie Reduzierung, Kontraktion und Elision ("weißte", "ne") finden häufig Verwendung.<sup>17</sup> Besonders charakteristisch sind aber die bisweilen drastischen Äußerungen über eigene Befindlichkeiten ("Wenn du [...] die Musik aufdrehst, dann schlägst du uns richtig den Schädel damit ein.", "das hat mich gehemmt", "Aber ich war [...] total fertig"). Zudem finden sich häufig Abtönungspartikel ("irgendwie", "einfach") und Wendungen wie "Ich mein" oder "find ich", die beide die Funktion haben, die Relativität der Aussage zu betonen. Typische kommunikative Merkmale des Hedonistischen Selbstverwirklichungsstils sind demnach der Gebrauch von Umgangssprache (und dies in allen Domänen) und die häufige Signalisierung der Relativität und Ich-bezogenheit von Aussagen.

Dass der hedonistische Selbstverwirklichungsstil und der ihm korrespondierende Kommunikationsmodus keine kurze Episode der Protestgeschichte waren, sondern vielmehr für ein ganzes Milieu prägend wirkten, das belegen Untersuchungen aus Soziologie und Linguistik gleichermaßen. So zählt der Kultursoziologe Gerhard Schulze das Selbstverwirklichungsmilieu zu einem der festen sozialen Formationen der Bundesrepublik. Die Orientierung an Spannungsschema und Hochkulturschema bei gleichzeitiger Distanz zum Trivialschema, sowie die Vorstellung, Individualität beruhe auf einem substanziellen inneren Kern, nach dessen Bedürfnissen und Anlagen die Welt geformt werden müsse, sind typische Charakteristika jener Personen, die dem Selbstverwirklichungsmilieu angehören (vgl. Schulze 1997, 312ff.). Untersuchungen zur Spontisprache und zur Sprachverwendung in Alternativbewegungen belegen, dass dieser kommunikative Stil im Sprachgebrauch zahlreicher neuer sozialer Bewegungen fortlebte, die für die Erhaltung und Entwicklung des Selbstverwirklichungsmilieus bedeutsam waren (vgl. Kuhn 1983, 70f., Hinrichs 1984, Straßner 1992, 252f.). So wie die Achtundsechziger-Bewegung der Kultursoziologie als "Motor einer Milieusegmentierung" (Schulze 1992, 407) gilt, kann sie in der Sprachgeschichte als Erzeuger eines kommunikativen Stils betrachtet werden, der bis heute als Symbol des Selbstverwirklichungsmilieus fungiert. Dies sei im Folgenden anhand zweier Beispiele demonstriert.

##### 5. "'ne gute Reform gemacht" – Informalisierung der Kommunikation als Folge der 1968er-Bewegung

Das erste Beispiel ist eine Fernsehsendung zum 10-jährigen Jubiläum der Revolte: In einer Club-2-Sendung vom 13. Juni 1978, die im österreichischen Fernsehen (ORF) ausgestrahlt wurde, nahmen Rudi Dutschke und Daniel Cohn-Bendit Stellung zur historischen Bedeutung der 1968er-Bewegung und zu

<sup>17</sup> Zwar kann anhand dieses Ausschnittes nicht belegt werden, dass die Verwendung dieser typisch sprechsprachlichen Formen sozialsymbolische Funktion hatte. Ergebnisse aus anderen Untersuchungen deuten jedoch darauf hin, dass sie durchaus zur Stilisierung eingesetzt wurden und sich in den anderen Milieus der 1968er-Bewegung nicht in gleicher Weise finden (vgl. Scharloth 2007a).

